

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sammlung - Ausgewählte Werke

in zwei Bänden

Prosa

Peters, Friedrich Ernst

Hamburg, 1958

"Du holde Kunst!"

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-876

„DU HOLDE KUNST!“

Eine geordnete und zielsichere Lebensführung ist abhängig von der Unverrückbarkeit der Rangskala, an welcher der Mensch den Wert der Dinge abliest. Freilich ist das immer gleichgerichtete Werten kein Gut, das sich im Laufe des langen Lebens irgendwann erwerben und von da ab ständig mehren läßt, sondern es muß als ein freies Geschenk schon im Neugeborenen ganz vorhanden sein. Wer dieser Gabe in der Betrachtung seines Lebens gewiß geworden ist, darf wohl von ihr auch reden, wenn er damit dem Spendenden die Ehre als Gegengabe zurückreichen möchte.

Dem Kinde, das mit den Fühlern seiner Seele noch ganz frei von aller geistigen Unterscheidung den Ort abtastet, an dem es wachsen muß, tritt im abgelegenen Dorf eine durch das Herkommen geheiligte Wertordnung mit großer Autorität entgegen. Der Besitz an Äckern und Vieh bestimmt den Rang der Menschen. Es geht um Dinge, die sich mit den Händen begreifen und mit den Füßen betreten lassen. Hier liegt die Wollust des Besitzes ganz urtümlich noch im Getast, und der wirkliche Bauer wehrt sich darum auch mit Händen und Füßen gegen jede Schmälerung dieser Lust.

In den üppigeren Gegenden meiner Heimatprovinz gab es schon vor einem Menschenalter entartete Bauern, die ihre Söhne städtischen Berufen zuführten, ihren Besitz verkauften und dann als Rentner in die nächste Kreisstadt zogen. In Luhnstedt ist das auch heute noch nicht möglich, und vielleicht ist alter Bauernart aus den Erfahrungen der Geldentwertung eine neue Stärkung gekommen. Was ist denn Geldbesitz in unseren Tagen? Eine sehr abstrakte und unbäuerliche Angelegenheit. Ja, vor einem Menschenalter war das noch anders. Peter Thieß verwandelte die Erträge seiner kleinen Landwirtschaft in Goldstücke, die er mit viel Schläue vor dem Zugriff der Diebe und Räuber — auch der verkappten, die sich Sparkassen- und Bankbeamte nennen — zu sichern wußte. Es soll in seinem Hause eine große Zahl klügelnd

versteckter Orte der Goldhortung gegeben haben. Goldstücke sprechen ja auch zu den Sinnen, zum Gesicht mit ihrem Glanz, zum Gehör mit dem Klang, zum Getast mit der Kühle und Härte ihrer Prägung. Heute verliert sich wachsender Geldbesitz schon an der lächerlichen Fünfmargsgrenze in papierne Unverbürgtheit, und die Zahlen in einem Sparkassenbuch sind abstrakt und lassen die Sinne hungern.

Nomaden bemessen ihren Besitz nach Viehherden; sesshaften Bauern steht der Acker an erster Stelle, so daß sich der alttestamentliche Preis des erzväterlichen Reichtums: „Abraham war sehr reich an Vieh, Silber und Gold“ in Holstein etwa folgendermaßen abwandelt: „Johann-Detlef ist sehr reich an Land, Vieh und barem Geld“, wobei das bare Geld als eine Erscheinung abgeleiteter Art mit Fug am Ende steht.

In den Städten beruht der Reichtum sehr oft auf Dingen, die dem Außenstehenden nicht erkennbar sind. Da er aber eine gewaltige Neigung hat, sich nach außen hin zu bezeugen, oder, härter gesagt: da er der Prahlucht nicht zu widerstehen vermag, so läßt er sich in der Öffentlichkeit durch seine Attribute vertreten. Wie sinnig kann man feinste Nuancen herausarbeiten durch den Wagen, mit dem man sich zeigt! Welche tiefgreifenden Unterschiede tun sich auf zwischen einem kleinen Opel und einem Horch! Der im Anfang harmlose Firlefanz führt sehr schnell zur Hochstapelei. Man muß durch die ganz beziehungslosen Attribute der Wohlhabenheit vorerst eine Kreditwürdigkeit erweisen, mit deren Hilfe man einmal in den Besitz zu gelangen hofft. Welche Gefahr, sich an Äußerlichkeiten zu verlieren!

Eine städtische „Hausangestellte“, die nach zähem Sparen alles zusammengebracht hat, was ihrer Meinung nach die „Dame“ ausmacht, kann bei der ersten Schaustellung ihres Reichtums wohl meinen, all die empörenden Unterschiede endgültig aus der Welt geschafft zu haben.

Aber was würde einem Dienstmädchen in Luhnstedt der ganze Mummenschanz helfen? Im Dorfe kennen wir uns alle viel zu genau; wir wissen in allen Einzelheiten umeinander Bescheid und machen uns darum nicht ohne Not lächerlich. Wenn — wie jedermann weiß — Johann Rohwer 150 Hektar Land besitzt, so hat er es nicht mehr nötig, sich auch noch in der äußeren Herrichtung

von seinen Knechten und Tagelöhnern zu unterscheiden. Der blauleinene Kittel entehrt ihn nicht, und der bessere Rock tut seiner Würde nichts hinzu. Mit der unantastbaren Rangordnung, die durch die Besitzverhältnisse festgelegt wird, ist aber eine schöne Gleichberechtigung im menschlichen Bereich sehr wohl vereinbar. Keinem wird sein Recht auf persönlichen Stolz bestritten, auch dem sogenannten „Knecht“ nicht, und stolze, geradblickende Knechte sind auf jeden Fall erfreulicher als schieflende „Landwirtschaftsgehilfen“ mit Ressentiment.

Eggert Wittmaack ging am ersten Sonntag nach seiner Konfirmation herablassend lächelnd an einer Jungenansammlung vorüber mit den Worten: „Na, Jungs, hebt ji de Knechen nich sehn?“ Ihm kam es nicht mehr zu, in der Gesellschaft von Schuljungen zu verweilen; er mußte Seinesgleichen, mußte die Knechte suchen, weil er sich aus dem Schulzwang durchgerungen hatte in die Freiheit des Knechtseins. Wohlgemerkt: Eggert Wittmaack, Sohn eines Bauern, fragte nicht nach den ledigen Bauernsöhnen, konnte so nicht fragen, weil der Begriff des Knechtes Bauernsöhne und Bedienstete gleichermaßen umfaßt, und in der Zugehörigkeit zur Zunft der Knechte eben lag seine neue Würde. Wenn die Söhne der Bauern in ein anderes Dorf gingen, um auf einem fremden Hof „Unterschied zu lernen“, so waren sie denn auch nicht etwa „Eleven“ oder sonst etwas Lächerliches; nein, sie „dienten“. Warum soll Timm Rohwer nicht in Tappendorf dienen? Dort weiß doch auch jedermann, daß sein Vater in Luhnstedt eine Bauernstelle von 150 Hektar hat.

Solche Zustände befriedigen das ästhetische Gefühl, weil der Anblick einer wohlbegründeten Ordnung immer auch schön ist. Freilich lassen sich dagegen auch Einwände machen, und ein eifernder junger Geistlicher ließ sich einmal über seine Erfahrungen im Konfirmationsunterricht etwa folgendermaßen aus: „Wenn diese selbstsicheren Burschen aufsagen: ‚Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!‘ so sehen sie mir aus, als setzten sie dem Bibelspruch in Gedanken voran: Nach einer Vollhufe . . . Auch machen sie ein Gesicht, als verurteilten sie aus tiefstem Herzensgrund das Streben, die ganze Welt zu gewinnen. Sie blicken pharisäerhaft-tugendsam drein; ihre Seele kann ja keinen Schaden nehmen, weil sie mit einer guten Bauernstelle in Luhnstedt,

Stafstedt, Brinjahe oder Embüren durchaus zufrieden sein würden.“

Wir wollen hier nicht weiter vorstoßen gegen die Grenze, hinter der die vordergründige Einfachheit des bäuerlichen Lebens vieldeutig wird. Es sollte mit allem Vorangegangenen nur eine Ahnung vermittelt werden von der Unerschütterlichkeit, mit der die dörfliche Rangordnung allen Bedrängnissen trotzt.

Und nun stelle man sich ein kleines Dorfkind vor, das im Sommer seines dritten Lebensjahres zum erstenmal ganz ohne Wartung in die Freiheit der Straße entlassen wird. Da steht es an der Pforte des Vaterhauses und sieht einer Staubwolke entgegen, die sich beängstigend heranwältzt. Ein älteres Geschwister erklärt ihm: „Da kommt Johann Rohwers Dienstjunge mit den Kühen.“ Die Tiere ziehen vorbei; eine unabsehbare Herde. Die einen gehen geduldig dahin; es brüllen die andern, und die dritten gar sind ungebärdig und lassen die Hörner bedrohlich spielen. Wird nicht das Kind überwältigt sein, wenn anders ihm bäuerliche Augen vererbt wurden? „28 Kühe!“ sagte der ältere Bruder mit einer großen Andacht im Klang der Stimme. Der Knirps weiß zwischen achtundzwanzig und hundert Millionen noch keinen Unterschied zu machen; aber die Andacht ist auch in ihm. Den langen Zug beschließt der Dienstjunge, der seelenruhig seinen Blick über das Gewoge der braunen Leiber schweifen läßt, der die Geruhsamen seines herrscherlichen Wohlwollens versichert, den Ungebärdigen aber Gräßlichkeiten androht, für die er sich ja wohl stark genug fühlen muß. Gewiß wird das Geheimnis seiner Stärke in der gewaltigen Peitsche ruhen, die er schwingt. — Wenn dann wenig später der Schuster Claus Stamp seine beiden Kühe vorbeitreibt, still, anspruchslos und nur mit einer unscheinbaren Haselgerte aus dem Knick bewehrt, soll da dem kleinen Knaben nicht klar werden, daß Johann Rohwer ein gewaltiger Mann und Claus Stamp eine Belanglosigkeit ist? Vielleicht versäumt es seine Mutter der drängenden Arbeit wegen, ihn an diesem Tage rechtzeitig ins Bett zu bringen. Da erlebt er noch, wie derselbe Dienstjunge nach Feierabend die Pferde auf die Weide bringt. Er reitet stolz auf seinem Königsroß vorauf, und die andern folgen ihm willig. Die Pferde sind abgearbeitet, und der Bauer hat ihrem Hüter die zusätzliche Beanspruchung

im Spiel strenge verboten. Da aber eben hier der Steindamm endet und der weiche Sandweg beginnt, so kann der Hufschlag nichts mehr verraten, und der Dienstjunge wagt einen Trab, den er, da er weiß, daß ihm der Kleine da so sehnsüchtig und voll Verehrung nachschaut, in einen Galopp übergehen läßt. Aber nun ist die Mutter ihres Säumens inne geworden und hat den Kleinen ins Haus geholt. Sie streift ihm das Kleid über den Kopf, und dem Jungen wird beim Anblick dieses beschämenden Kleidungsstückes klar, daß er einstweilen denn doch noch kein Mann ist. Schon im Kampf mit dem Schlaf, erzählt er noch: „Johann Rohwer hat 28 Kühe“, fragt er noch: „Wann bekomme ich Hosen?“, und eine seelenkundige Mutter lächelt und sieht alle Zusammenhänge. Das Kind schläft ein und träumt von Kühen und Pferden und einer märchenhaft großen Peitsche. — — —

Wohl war es schön, auf einer verträumten Wiese am Waldrand die Kühe hüten zu müssen, und Seligkeit war es, auf ungesatteltem Pferd das Redder so entlang zu galoppieren, daß Sommerhut und Holzpantoffel nacheinander in hohem Bogen in den Knick flogen. Dennoch war meine Wertskala der Dinge von der meiner Genossen im Dorf verschieden. Da ich sie aber von allem Anfang her ohne jede Anstrengung gegen den Ansturm der Umwelt aufgerichtet tragen konnte, muß sie mir wohl von einem Höheren ans Herz und an die Seele geschmiedet sein. Jörn Sievers, mein Freund und Nebenmann auf der Schulbank, war Sohn eines Vollhufners, der Kühe und Pferde in achtungsgebietenden Mengen besaß und der sich in seiner Ehre als Pferdezüchter schwer beeinträchtigt gesehen hätte, wenn er je genötigt gewesen wäre, ein Tier unter tausend Mark loszuschlagen. Was hatte ich dem entgegenzusetzen? War ich nicht Kind sogenannter „kleiner Leute“, Sohn eines Böttchers? Durfte ich es überhaupt wagen, gegenüber den Reichtümern meines Freundes von zwei Schweinen, einer Ziege und einem halben Dutzend Hühnern zu reden, noch dazu, wenn die Ziege doch erwiesenermaßen ein lächerliches Tier ist? — Wir lebten als wertende Wesen auf verschiedenen Ebenen, wie man heute sagt. Wenn Jörn Sievers — was ich nicht einmal glaube — manchmal mit der Lanze der Geringschätzung gegen mich ausgefahren sein sollte, so hat er ins Leere gestoßen, und wenn ich ihm als Zwölfjähriger meinen köstlichsten

Besitz, Theodor Körners sämtliche Werke in grünem Leinen mit goldener Rückenprägung, auch in der Hoffnung zeigte, er müsse vor einem solchen Schatz doch endlich die Unerheblichkeit des väterlichen Pferdebesitzes erkennen, so war das eine ungeheure Eselei. Es gab in Luhnstedt ein paar sehr ernste und schweigsame Bauern mit strengen, schmalen Nasen und kühlen grauen Augen, aus denen mich in der Erinnerung über vierzig Jahre hinweg noch heute derselbe Vorbehalt und dasselbe Mißtrauen ansehen. Ich glaube bestimmt, daß sie in mir den windigen Gesellen gahnt haben, den haltlosen Liebhaber des bunten Flitters, den Rebellen gegen ihre dreimal heilige Ordnung der Werte.

Mir waren die Schätze, die unser kleines Haus barg, um alle Wiesen und Äcker der Gemarkung Luhnstedt, um alle Kühe und Pferde aller Ställe nicht feil. Von den Büchern sei noch nicht einmal geredet. Vorerst geht es noch um andere Dinge, die in der Schatulle, gleich rechts neben der Stubentür, verwahrt wurden. Wenn ich mich von Zeit zu Zeit daranmachte, die oberste Schatullenschublade „zurechtzupacken“, so geschah das weniger aus dem Bestreben, meiner Mutter Ausbrüche des Entsetzens über die durch Bücher geschaffene Unordnung zu ersparen, als vielmehr aus der Lust, Gedrucktes durch die liebkosenden Hände gehen zu lassen. Von den drei Schubladen war nur die oberste meinem Wirken freigegeben. Doch war diese Anweisung kaum als Beschränkung spürbar, weil sich das Durchstöbern der unteren Lade ihres öden Wäscheinhaltes wegen ohnehin nicht verlohnte, und vor der mittleren war wie vor dem Allerheiligsten wirklich nur ein frommes Staunen mit gefalteten Händen angebracht.

Hier hatte die holde Kunst in der Verschwiegenheit traumbegünstigter Nächte viele Mittel zu ihrer Verwirklichung am hellen Tage niedergelegt. Da aber die Kunst, das unbestimmt Ersehnte, dessen Name mir noch nicht geläufig war, einem dunklen Gefühl nach in Luhnstedt zwischen Kühen und Pferden unmöglich gedeihen konnte, so wiesen die Schätze der mittleren Schublade zur Beglaubigung ihrer höheren Herkunft auf Dinge hin, in denen die Weite der Welt sich tröstlich bezeugte. Da war in einem seltsam geprägten Umschlag das Tagebuch meines Onkels Heinrich, das er vor zwei Jahrzehnten auf seiner Fahrt nach

Amerika geschrieben hatte, und auch die beiden Onkel, deren Vornamen ich führe, hätten die Ferne zu bezeugen gewußt. Aber der Onkel Ernst, der vor seiner Ausreise mehrere Truhen mit Büchern meinem Vater überlassen hatte, lebte in San Francisco, und Onkel Fritz war schon lange tot. Seiner auch mußte ich bei meiner scheuen Betrachtung der mittleren Schublade gedenken. In unserem altmodischen Schullesebuch gab es ein Gedicht von Pfeffel, das eine Türkenpfeife besang. Der Onkel Fritz nun hatte aus der Türkei eine Pfeife heimgebracht, von der man ihres „roten Tones“ und der „güldnen Reifchen“ wegen annehmen durfte, sie habe den seligen Pfeffel zu seinem Gedicht hingerissen. Dieses Wunderding also wurde in der schriftengesegneten Böttcherkate zu Luhnstedt aufgehoben. Über die Umstände, unter denen der Seesoldat Peters sie einst erworben hatte, war nichts Genaues zu erfahren, und da ich von prosaischem Gefeilsche in einem orientalischen Bazar noch nichts wußte, so stellte ich mir gern vor, Onkel Fritz habe unter der fürchterlichen Bedrohung durch hochgeschwungene krumme Säbel diese Pfeife heldenhaft „vor Belgrad einem Bassen abgewonnen“. Wohl war es verlockend, die Trophäe zum Vorweisen in der Schule heimlich in die Tasche gleiten zu lassen. Jörn Sievers aber ließ sich ja nicht einmal von Theodor Körners sämtlichen Werken erschüttern, und so wäre ihm wohl auch kaum mit einer Türkenpfeife beizukommen gewesen.

Aus der „mittleren Schublade“ — ich muß die alltägliche, hausgebräuchliche Bezeichnung immer wiederholen, weil sie einst eine Weihe trug, die von der des Wortes Tabernakel kaum übertroffen werden kann — aus der mittleren Schublade stieg der Hauch der Fremde auf, den die holde Kunst in ihrem Feengewande tragen muß. Musik! Da lag des Vaters dunkelbraune Geige, groß und makellos und glänzend, anders feiertäglich als das kleine, zerkratzte und duffe Ding, das zum täglichen Gebrauch der Jungen am Pfosten der Schlafsturentür hing. Die große Flöte auch aus schön gemasertem braunem Holz mit den blanken Klappen und der eingelegten weißen Umrandung der Grifflöcher ruhte hier und überließ den Dienst des Alltags einer schwarzen, kleinwüchsigen und geringerwertigen Abwandlung ihrer königlichen Art. Etwas kreischend und übergeschäftig ließ der kleine Bastard

am Munde meines älteren Bruders zu jeder Stunde des Alltags Militärmärsche vernehmen, während mich die große Flöte selten, und mit dem zunehmenden Alter des Vaters immer seltener, durch die feiertägliche, adlige Gelassenheit ihrer dunklen Töne beglückte.

Die Familie der Blasinstrumente hatte in der mittleren Schublade noch einen dritten Vertreter: eine Okarina, vor der zwar alle Ehrfurcht unangebracht war, die aber gleichwohl wegen ihrer vollendeten Putzigkeit Anspruch auf Wertschätzung geltend machen durfte. Sie trug ihren glänzend schwarzen Lacküberzug wie der dickbäuchige, fettbackige Spießbürger seinen Bratenrock. An einem Ende aber verriet eine abgesprungene Stelle, daß sie mit den Kruken, die meine Mutter um ein Geringes von Pott-Bötelsch erhandelte, aus *einem* Material gefertigt war, wodurch der schwarze Lack zum Geständnis seiner lügnerischen Absichten gezwungen wurde. In der abgestoßenen Stelle war der kleine Kobold im wörtlichen Verstande bloßgestellt, und vielleicht wurde ihm darum im Hausgebrauch der fremdartig-vokalreiche Name entzogen, auf den er doch rechtens getauft war. Er mußte sich eine Bezeichnung gefallen lassen, die nur die großäugige Kindesunschuld des Plattdeutschen allenfalls verteidigen kann, die aber in hochdeutscher Übersetzung anstößig klingen müßte. Die — also gut! — Okarina, nach Bezeichnung und Körperbeschaffenheit Vertreterin des Amusischen, nährte ihre Beliebtheit aus der gleichzeitig befremdenden und erheitern- den Tatsache, daß sich in ihrem unförmigen Bauch Melodien entwickeln konnten. Sie stand recht eigentlich im Range des musikalischen Clowns, den wir von „Sommers Theater“ her kannten. (Sommers Theater gehört auch in die Gefilde der holden Kunst, und sogar sehr, wie man noch sehen wird.)

Vor dem Übergang zum Theater müssen aber noch die bildenden Künste erwähnt werden. Mehr als eine Erwähnung kann es kaum sein; denn gegenüber der Dichtung und der Musik blieb ihnen nur ein beschränkter Raum überlassen. Immerhin waren auch sie vertreten, und zwar, soweit die Malerei in Betracht kommt, durch meinen Onkel Johann, der sich im Schutze einer landesüblichen Unverfrorenheit „Maler“ nennen durfte, ob er gleich nur Anstreicher war. Wenn er aber mit dem gewöhnlichsten

Bleistift auf dem Grunde einer notdürftig geglätteten leeren Zuckertüte Zeichnungen von einer zuweilen etwas gewagten Scherzhaftigkeit erstehen ließ, war er doch ein Zauberer. An den Sonntagen spielte er außerdem in den Dörfern um Nortorf zum Tanz auf, und unermüdlich sammelte er auf seinen Musikantenfahrten komische Schnäcke.

Von der Plastik wäre schon ein gewichtigeres Wort zu sagen. Wenn eine Familie über gute zweihundert Jahre hin an demselben Handwerk festhält, so muß sich, auch wenn natürliche Eignungen und Neigungen unveranschlagt bleiben, ein gewisser Schatz formerischer Erfahrungen ansammeln, von dem die Nachfahren auch dann zehren können, wenn sie das Handwerk im eigentlichen Sinne verlassen. In meinen frühen Jahren war der Böttcher noch nicht so hoffnungslos aus den Gebieten des Schöpferischen verbannt, wie er es sich wenig später von den Fabriken gefallen lassen mußte, die ihm mit dem hinterhältigen Lächeln einer bösgesinnten Dienstbereitschaft alle Vorarbeit abnahmen und ihm nur noch die geistlose und gefühlsindifferente „Montierung“ übrigließen. (Mit einer zweifelhaften Errungenschaft stellt sich immer auch gleich ein minderwertiges Wort ein.)

Es war mir noch vergönnt, den ganzen langen Formungsweg von der Buche im Walde bis zum fertigen Butterdrittel in unserer Werkstatt mit allen Einzelheiten zu übersehen, wobei überall die Eindrücke des Auges durch die Erfahrungen der Hand Nachdruck und Bestand gewannen. Auch übte sich der Formensinn am selbstgefertigten Spielzeug.

Dem Hantieren mit Holz und Werkzeug sprach aber das Gefühl doch nicht die Bedeutung zu, auf die es Anspruch zu haben schien, wenn man nur die Zeit maß, die ihm eingeräumt werden mußte. Wir stehen immer noch vor der mittleren Schublade, in der Dinge angesammelt sind, durch welche die eigentlichen Wunder des Lebens sich verwirklichen. Neben den Heften mit Noten, die der Vater als Geselle mühsam abgeschrieben hat, liegt ein Stoß von Reclam-Heften: „Das war ich“ — „Die Unglücklichen“ — „Schneider Fips“ und andere Erzeugnisse der dramatischen Literatur.

Die Luhnstedter Feuerwehr gab ihren Jahresfesten den besonderen Glanz durch Theateraufführungen, bei denen meinem

Vater das Amt des Spielleiters wie selbstverständlich zufiel, und ebenso selbstverständlich hatte meine Mutter die weibliche Hauptgestalt zu verkörpern. Mit dem Herannahen des Festes kam in jedem Jahr eine selige Zeit. Abends versammelten sich die Mitwirkenden zur Leseprobe in unserer engen Stube, die bei einer solchen Beanspruchung unmöglich auch noch vier Kinder hätte aufnehmen können. Ihnen wurde also befohlen, ins Bett zu gehen. Da es aber bei dem festlichen Gedränge erfahrungsgemäß oft versäumt werden mußte, die Ausführung des Befehls nachzuprüfen, so verwandelte ich mich im geeigneten Augenblick in einen Hund, kroch auf allen Vieren unter den Beilegerofen und kauerte mich dort zusammen. Da blickte ich nun in einen dämmerigen Raum hinein, in dem sich wie durch einen Wald von Stuhlbeinen die Holzpantoffeln der Anwesenden gleich Ungeheuern hin und her bewegten. Das Stimmengewirr kam wie aus großer Ferne an mein Ohr. Von den alltäglichen Dingen ging die Rede im Anfang, und in nichts schien sich dies Beisammensein zu unterscheiden von anderen Zusammenkünften dörflicher Menschen. Aber da waltete doch eben der Schein, dieser ermunternde Schein mit dem unmerklichen Zwinkern in den Augen, ein Schein, wie ihn sich auch der Seiltänzer in „Sommers Theater“ zunutze machte. Der probierte nämlich zuerst als Hanswurst in zerschlissenem Anzug unsagbar tölpelhaft am gespannten Seil herum. Nach vielen mißlungenen Versuchen gelang es ihm auf unerklärliche Weise zuletzt doch, sich hinaufzuschwingen. Und dann flog der Narrenkittel mit großem Schwung in eine Ecke des Saales, und dort auf dem Seil stand sicher und königlich lächelnd ein schöner Mann in goldglitzerndem Gewande und zeigte seine atemberaubenden Künste. — — —

Ist Hinrich Treede denn kein ganz echtbürtiger Luhnstedter? Warum drängt er sich zum Theaterspielen? Wenn er der ganz Unerschütterlichen einer wäre, so könnte die Versuchung, aus der eigenen Haut herauszukriechen, über ihn keine Gewalt gewinnen. Sagst du einem der Unerschütterlichen, er wäre zum Präsidenten von Amerika oder zum Kaiser von China gewählt worden, so wird er sich in jedem Fall degradiert vorkommen. Aber mit Hinrich Treede muß irgend etwas nicht stimmen.

Vor der Leseprobe sprach er noch von seiner gleichgültigen

Bauernarbeit, weitschweifiger und würceloser als sonst, wie mir schien. Und die andern steuerten zu dem lumpigen plattdeutschen Gedröhn das Ihre bei. Mochte sich diese Vorbereitung auch ein wenig lang hinziehen, einmal mußte ja doch der Augenblick der Verwandlung kommen. Und er kam — und im Grunde doch immer wieder überraschend. Plötzlich standen sie alle in strahlender Gewandung auf dem gefährlichen Seil der hochdeutschen Sprache, plötzlich war der Augenblick dieser seligen Atemstokung gekommen. Da waren diese mir wohlbekanntcn Menschen mit einem Male aus der Belanglosigkeit ihres dörfliehen Lebens hinausgehoben in einen Raum, den das Walten des Schicksals weilt.

Gewiß fehlte ihrem Gang über das Seil eines hochdeutschen Satzes die spielerische Leichtigkeit. Es ging stockend und leierig und im Aufsagetone der Schule mit viel Anstrengung vorwärts, und der Balancierstange mochte keiner entraten. Ein Klimmzug am Ofengestänge verschaffte mir die Möglichkeit, von Zeit zu Zeit doch einmal Hinrich Treede ins Auge zu fassen. Mit dem entrückten Gesichtsausdruck des Traumwandlers ging er sein Seil entlang, und wenn nun mein Vater, trotz seines Wissens um das Gebot, daß ein Traumwandler nicht angerufen werden darf, um seiner Spielleiterpflichten willen dies Wagnis zu verantworten hatte, dann schwankte Hinrich Treede auf seinem Seil in einer herzbeklemmenden Weise. Seine wasserhellen Augen wollten vor Anstrengung aus ihren Höhlen springen; aber so ernst war ihm sein Spiel, daß er gegenüber einer Welt von Zweiflern mit allem Heldenmut die Behauptung aufrechterhielt, Doktor Falck aus Berlin zu sein, und nicht Hinrich Treede aus Luhnstedt.

Als das Luhnstedter Theater nach großen Erfolgen seines darstellerischen Vermögens sicher geworden war, stellte es sich mit der Aufführung des Schwanks „To Termin“ eine besondere Aufgabe. Wohl durfte man sich hier weite Strecken hin in der plattdeutschen Sprache bewegen; aber diese unbestreitbare Erleichterung der Aufgabe verschlug nichts gegenüber den Schwierigkeiten, die dafür auf anderen Gebieten in Kauf genommen werden mußten. „To Termin“ war ein Spiel mit Gesangseinlagen, und mein Vater hatte nun also auch noch die musikalische Leitung in die Hand zu nehmen. Da gab es besondere Proben mit den Soli-

sten, langwierige Proben, wie unumwunden zugegeben werden muß.

Wiebke Holm war gewiß ein gutes Mädchen, und die Melodie ihres Sologesanges faßte sie nur unerheblich über Gebühr langsam auf. Aber auch sie war nun plötzlich keine gesetzte Luhnstedter Bauerntochter mehr, sondern ein windiges Dienstmädchen aus Berlin. Nach dem Willen meines Vaters sollte der Sang an Aujust, den Mann, der da kam, sah und siegte, im Vortrag etwas spürbar machen von einer Gemütslage, die wir heute vielleicht als labiles Gleichgewicht zwischen Keßheit und Sentimentalität bezeichnen würden. Hans Vollert dagegen, der Sangesfreudige, der Bücherliebhaber, Jugendfreund meiner Mutter, brauchte im Vortrag gar nicht die Feile des Spielleiters. Für ihn ging es nur um die Aneignung der Melodie. Das Übrige durfte ihm getrost überlassen bleiben. Die Arie, durch die er sich als Gerichtsdieners Schramm vorstellte, kam in Luhnstedt zu großer Beliebtheit.

„Ich bin Schramm. Wer kennt mich nicht?

Alle Tage ist Gericht.“

Hans gab diesen Singsang immer mit ansteckendem Behagen zum besten, und sein dunkler Bariton schien mir mit seinem dunkelbraunen Vollbart in besonders schöner Übereinstimmung zu leben, und der Gipfel des Vergnügens war erreicht, wenn der Herr Gerichtsdieners mit einer herrscherlichen Gebärde verkündete: „Er“ — der Übeltäter nämlich — „muß *brrrummmmm*!“ Dann schwelgte die Stimme förmlich in ihrer dunkelsten Bräune, und unter dem R-Laut zitterte der braune Bart wie in verhaltener Wut. Aber die Augen lachten.

Dabei soll auch erzählt werden, wie es Hans Vollert wenige Jahre nach diesem lustigen Spiel in tragischem Ernst mit Gerichtsdieners zu tun bekam. In der Dämmerung eines Herbsttages spürte er am Rande des Kattbecker Geheges einem Rehbock nach, glaubte das Tier zu erkennen, schoß und traf einen Knaben, der seine Drosselschlingen nachsehen wollte. Henning Wieben, der am Morgen ahnungslos unter uns andern in der Schule saß, lag am Abend im Hause seiner Eltern mit durchschossener Brust starr unter einem weißen Laken, und ein unendliches Grauen kroch in der Nacht, die dem Unheilstage folgte, wie wachsende Vereisung schlaflose Kinder an.

Wenn auch dieses schauerliche Erlebnis nicht hineingehört in die Aufzählung meiner frühen Begegnungen mit der holden Kunst, so mag es doch hier seinen Platz finden, damit keiner das Leben im Dorf als eine unstörbare Idylle nimmt. Im schlichten und anspruchslosen dörflichen Leben trägt mancher unter seinem Kittel schon das Mal, an dem ihn das Schicksal erkennen wird, wenn wieder ein Gezeichneter fallen muß. Ich mühe mich hier, die guten Geister meiner Kindheit herzulocken. Das Rund eines grünen Rasens habe ich für ihren freundlichen Reigen freige-
macht; die Linde in der Mitte ist mit bunten Papierlaternen be-
hängt. Am Rande des Rasenrunds aber, dort, wo das Dunkel
beginnt, weiß ich die Dämonen. Sie sind in Unruhe geraten; ich
sehe sie umherschleichen, zum Sprunge sich ducken. Laßt meine
Augen *einmal* bannend die Runde machen, laßt mich die Lau-
ernden *einmal* beschwörend anrufen: „Steht!“

Hans Vollert sehe ich jetzt als einen Mann von unbeugsamer
Lebenskraft, der dem Schicksal gewachsen war. Bei seinen Be-
suchen in meinem Elternhause kam er auch weiterhin spätestens
nach dem zweiten Grog auf Theatererinnerungen zu sprechen:
„Weißt du noch, Claus? Weißt du noch, Marieken?“ Und dann
sang er mit dem alten Behagen und einer bewundernswerten
Unbefangenheit sein Lied:

„Ich bin Schramm. Wer kennt mich nicht?
Alle Tage ist Gericht.“

Worte und Weise des lustigen Sanges waren seinem Gedächtnis
für immer eingepägt, und es schien, als habe das Schicksal alle
Mühe verschwendet, als es versuchte, ihm von Gericht und Ge-
fängnis ein trauriges Lied einzubleuen. — — —

Bilder des Lebens, die Luhnstedts Künstler darstellten, durfte
ich zu meinem großen Schmerz immer nur in der lediglich an-
deutenden Zeichnung der Leseproben betrachten. Der Glanz der
Farben wurde dem Bilde erst in Mehrens' Gasthof aufgetragen,
wenn die Darsteller auf die Bühne traten. Und hier zeigte sich
nun wieder, daß Luhnstedt in seinen Bemühungen um die Kunst
ohne die Peters nicht weit gekommen wäre. Kulissen und Vor-
hang hatte mein Onkel Johann bemalt, und wenn er auch vor-
wiegend mit einer ganz unkomplizierten grau-grünen Tünche
und seinen erprobten Schablonen arbeitete, so hatte ihn doch

die Aufgabe der Vorhangsverzierung jäh auf eine Höhe emporgerissen, wo die schöpferische Unabhängigkeit und allerdings auch die Verantwortung beginnt. Beinahe gelang ihm in einer kunstvollen Verschlingung der Embleme des Feuerlöschwesens die Rechtfertigung seiner etwas prahlerischen Berufsbezeichnung, beinahe wurde der Anstreicher doch zum Maler. Aber auch nur beinahe! Die Form des Feuerwehrhelms konnte ich trotz aller Bereitschaft zum Verzicht auf Kritik denn doch nicht ganz gelten lassen.

Diese Bühne erhielt eine Weihe höheren Grades, als Berufsschauspieler ihre Bretter durch die Aufführung eines Dreyfus-Dramas im wörtlichen Sinne weltbedeutend machten. Zum Besuch der Vorstellung war ich nach der Behauptung meiner Eltern zu klein; ich konnte das große Ereignis nur im Hörensagen einigermaßen nachgenießen. Im nächsten Jahr kündete die Theatergesellschaft ihren vermessenen Vorsatz an, ein Drama aus dem Burenkrieg zu spielen, was nicht mehr und nicht weniger bedeutete als den Versuch, die Weite der südafrikanischen Steppe auf die zehn Geviertmeter unserer Feuerwehrbühne zu bannen.

Alles war im besten Fluß. Dann aber legte sich der Amtsvorsteher quer, ein Banause, der von der hohen bildenden Mission der Kunst offenbar noch nichts gehört hatte und Theateraufführungen mit erstbesten Lustbarkeiten gleichsetzte. Wenn man solche Leichtfertigkeiten gewissenlos wuchern ließ, so mußten sie Zucht und Sitte eines Dorfes in kürzester Zeit unterwühlen, und so versagte er der Aufführung seine Genehmigung. Was der Amtsvorsteher verbot, war so hoffnungslos verboten, daß meine Eltern beschlossen, an dem fraglichen Abend ihre Kaffeejott stattfinden zu lassen (geladene Gäste werden mit Kaffee, Stutenbutterbrot und Kuchen bewirtet). Da die Wirtsleute auch zu den Gebeten gehörten, gingen wir Kinder am Abend für ein paar Stunden in den Gasthof, um mit der Mehrens'schen Nachkommenschaft die sogenannte Kinderjott zu begehen. Wir vergnügten uns in der großen Gaststube, genossen die Freiheit und waren überzeugt, auch ohne die Erwachsenen dem etwa unvorhergesehen Eintretenden mit voller Sicherheit begegnen zu können. Was sollte sich denn auch groß ereignen? Wem wird es an einem

Herbstabend mitten in der Woche einfallen, in den Krug zu gehen?

Da rollte plötzlich ein Wagen — oder waren es gar mehrere — mit so unheimlichem Gedonner auf den gepflasterten Platz vor dem Krug, daß die Wände in einem Zittern die Befürchtung verrieten, eingestoßen zu werden. Ungebärdige Pferde schnoben und setzten in den unaufhörlichen Trommelwirbel ihres spielerischen Getrappels von Zeit zu Zeit den Paukendonner ernstgemeinter Hufschläge. Es muß ein erkleckliches Funkenstieben gegeben haben. Dazwischen wurde erregtes hochdeutsches Geschnatter laut, das am Ende die gesetzten holsteinischen Mähren nervös machen mußte. Im nächsten Augenblick ergoß sich in die Gaststube die Schar der Mimen, denen das dunkle, stille Haus schon böse Ahnungen eingegeben haben mochte. Der älteste Wirtsohn erklärte die Lage, und nun erst gaben die geübten Stimmen das Letzte her, nun erst wurden auch die letzten Resonanzmöglichkeiten für den Ausdruck der Empörung ausgenutzt.

Der Direktor — es war nicht Herr Sommer; von ihm wird noch die Rede sein — sank vernichtet ins Sofa und starrte auf den Fußboden. Anders wirkte der Schlag auf andere. Ein hochgewachsener Mann mit goldenem Pincenez durchmaß im Sturmschritt den Raum und sah mit tragischem Trotz durch die Zimmerdecke zum Thron der Schicksalsmächte auf. Von allen Seiten prasselten Fragen, Anklagen, Verwünschungen auf die fassungslosen Kinder nieder. Die großen Worte und großen Gebärden wogten wild durcheinander. Einer nur hielt sich abseits, stand wie erstarrt zu einem steinernen Bilde unendlicher Verachtung. Eine schöne, vornehme Dame, die es erstaunlicherweise duldete, von allen ohne Umstände Emmy genannt zu werden und also wohl die im vorigen Jahr so ausführlich und innig beredete Heroine Emmy von Soden sein mußte, warf sich in einen Stuhl und schlug eine gelle Lache des Hohnes auf. Gestikulierend, jammernd, fluchend, lachend verließen sie endlich die Gaststube, und der Prunkwagen des Thespis — es war bestimmt kein Karren — rollte davon.

Dies, meine erste Begegnung mit Bühnenleuten, war ein überwältigendes Erlebnis. Ich nahm die gewiß sehr fragwürdige Herrichtung dieser Schmierenkomödianten für äußerste Eleganz. Die

geräuschvolle Sicherheit ihres Auftretens brachte sie auf völlig legitime Art in die Verwandtschaft der Grafen und Barone, die ich aus Romanen kannte, und Emmy von Soden lieh ihr Engels- gesicht der herrlichen Genia von Senden, von deren erschütterndem Schicksal das „Rendsburger Wochenblatt“ eben unter dem Strich erzählte. Das wildbewegte Leben der Ferne warf in diesen Gestalten gewiß trauriges Strandgut an die Küste meines Lebens; mir aber bestätigten sie als beglaubigte Boten die Wirklichkeit der anderen Welt, wo Kühe und Pferde Theodor Körners sämtlichen Werken den Vorrang nicht streitig machen können. Diese Stärkung war hochwillkommen; denn die Wirklichkeiten des Dorfes bewiesen sich täglich so eindringlich, daß ich mich zuweilen bange fragen mußte: „Ob nicht die andere Welt am Ende doch nur eine Erfindung der Dichter ist?“ Hier war ein Wunder geschehen. Mehrens' Gaststube schien aber die Ehre, die ihr ange- tan war, nicht zu würdigen. Sie bewahrte an den Wänden keinen Schimmer von diesem jähen Einbruch des Glanzes und hatte schon ihr gleichmütiges Gesicht wiedergefunden, als das Rollen des abfahrenden Wagens noch vernehmbar war. Der älteste der Wirtssöhne zuckte mit den Schultern. Sein Lächeln befließigte sich zwar all der Nachsicht, zu der ein Christ verpflichtet ist gegenüber den Menschen, die nicht das Glück haben, Luhnstedter zu sein; es zeigte daneben aber auch die ganze Überlegenheit, mit welcher der Seßhafte auf den Fahrenden herabsehen darf.

Mich aber zog es gewaltig zu den Fahrenden hin, deren Zunft zur willkommenen Unterbrechung des dörflichen Einerlei in sehr verschiedenartigen Vertretern hin und wieder auftauchte. Schwarz- haariges, gelbhäutiges Volk mit Tanzbären und grimassierenden Affen wurde mit Hallo begrüßt und nach genossener Schau an den Dorfausgang begleitet und ohne Schmerz entlassen. Immer aber war gleich die geheime Liebe im Spiel, wenn die Fahrenden – was in den meisten Fällen zutraf – irgendwelche Beziehungen zur holden Kunst unterhielten. Es fing an mit dem struppigen Zigeuner Altenburg und seiner Klarinette, die es sich nach dem Ausspruch meiner Mutter angelegen sein ließen, in Luhnstedt von Zeit zu Zeit „de Rotten un Müüs bang to maken“. In diesen Worten lag ja nun freilich eine Anspielung auf den Rattenfänger von Hameln versteckt. Da aber die Wirkung der Altenburgschen

Musik selbst bei Ratten und Mäusen nur bis zum Bangemachen ging, so war von ihrer tragischen Verzauberung der Kinder nicht wohl zu erwarten. Meine Mutter durfte also von den Ratten und Mäusen ganz unbedacht-scherzhaft, rein redensartlich sprechen, ganz ohne Furcht vor dunklem Zauber. Ernst wurde die Sache, als mit Sommers Theater Paula in meinen Gesichtskreis trat.

Diese Gesellschaft — das sei gleich gesagt — ließ sich mit der dramatischen Dichtung nicht ein, führte ihren Namen aber dennoch insoweit zu Recht, als der dörfliche Sprachgebrauch alle Schauveranstaltungen ohne Unterschied in dem Wort „Komedi“ zusammenfaßt. Ob sich ein Zauberkünstler angesagt hat, ob Akrobaten, Seiltänzer, Glasfresser und Feuerspeier sich zeigen, ob die Schicksale des beklagenswerten Dreyfus vorgeführt werden, man geht in jedem Fall „to Komedi“, und für all diese verschiedenartigen Künstler gibt es nur eine Bezeichnung: „Komedimakers“. In dem Wort liegt ein gutmütiges Geltenlassen, solange Leute, die sich für unsere Kurzweil zu mühen haben, ihrer Minderwertigkeit eingedenk bleiben. Wenn sie aber vermessene Ansprüche auf höhermenschliche Bewertung erheben, zischt die Fahrenden aus dem Wort sofort der giftige Hochmut des Seßhaften an. Da liegt ja der Unterschied, der den Rang bestimmt. Vor ihm wird alles belanglos, und im Bedarfsfalle ist Emmy von Soden ebenso heillos „Komedimakersch“ wie irgendeine Seiltänzerin. Demgegenüber stand aber für mich fest, daß Paula Sommer ein Wesen höherer Art war. Dies ergab sich schon aus ihrem Leben im Wohnwagen. Überwältigend war die Vorstellung, daß man im Bett liegen, einschlafen kann im Geschwank des Wagens, unter dem Geräusch, das die malmenden Räder im Sande durchweichter Landwege verursachen. — — —

An einem hellen Märztag vergnügte mich ein Spiel mit dem Bach, der an unserm Hause vorbeifloß. Es war ein Festtag von vornherein; denn ich trug ohne zureichenden Grund Stiefel mit hohem, glanzledernem Schaft, der in der Gegend des Knöchels ein Gewirre kunstvoller Falten zeigte. Diesen Besitz kann ich mir nur so erklären, daß meine Mutter einmal wieder ihr Bedürfnis gestillt hatte, gegen den ewigen Zwang des Sparenmüssens durch einen reinen Luxuskauf sich aufzulehnen. Und daß ich an einem Wochentag in diesen Stiefeln herumstolzieren durfte, ist mir

heute noch ganz unerklärlich. Aber dieser Tag hatte es offenbar in sich, und sein verborgener Glanz schlug schon hier nach außen.

Sonst standen in diesen Frühlingszeiten im neuen Grün die ersten blühenden Buschwindröschen unerreichbar am jenseitigen Ufer der Au. Diesseits, wo man sie ohne Mühe und Gefahr hätte pflücken können, war alles kahl, wie ja denn immer das Schöne irgendwie jenseits steht. Heute konnte ich an die Blumen ganz einfach herangehen, und meine Hände hielten schon einen mächtigen Strauß. Dazu schien die Sonne fast sommerlich warm. Klarer ist der Bäche Wasser im ganzen Jahr nicht als an sonnigen Märztagen. Die Wasserlein „gullern“ über die Steine hin. Ich weiß für ihre Geräusche kein besseres Wort als dies plattdeutsche, mit dem grämliche Erwachsene das Lachen von Kindern mißbilligend belegen, wenn *sie* zum Lustigsein keinen rechten Grund sehen. Dann wollen die Kleinen wohl dem Lachen Dämme vorsetzen; aber die grundlose Heiterkeit bricht doch gedämpft immer wieder durch und wird in ihrem Kampf mit den Hindernissen zu dem eigentlichen „Gullern“, das die Großen so aufreizend albern finden. So „gullern“ im März die Wasser dem abziehenden Winter nach. Noch lassen sie nicht alle Vorsicht außer acht; denn der Grämliche kann immer noch mit einem barschen Wort umkehren und einen letzten Versuch zur Wiederaufrichtung des schwindenden Respekts unternehmen. — Die Buschwindröschen blühten, die Wasser gullerten ohnmächtig an meinen blanken Stiefeln hin, und in den Ellern lärnten die Stare. Und dann erschien Paula.

Es entwickelte sich ein Gespräch, das mir schnell zur Wonne wurde, obwohl sich da dörfliche Blödigkeit hoffnungslos mit weltläufiger Zungenfertigkeit eingelassen hatte. So war denn von einem Widerstand kaum noch die Rede, als Paula mich aufforderte, ihr meine Stiefel abzutreten. Sie mußte es wohl auf die Blumen abgesehen haben; aber es kam mir nicht in den Sinn, sie dadurch von ihrem Vorhaben abzulenken, daß ich ihr meinen Strauß überreichte. Der Hinweis auf Paulas Altersvorsprung von zwei Jahren und den entsprechenden Unterschied in der Fußgröße wäre auch wohl ohne Erfolg geblieben. Da saß ich denn unterm Ellernbusch, die Füße auf einen Stein gestellt, weil

ich meine Strümpfe weder schmutzig werden noch auch nur durchnässen lassen durfte, saß an meinen Platz gebannt, während sich Paula im Bach vergnügte. Es kam ihr — wie sich schnell zeigte — nur auf das Waten an. Vielleicht genoß sie unbewußt den Kitzel des Spiels mit einem gefährlichen Element, das Hochgefühl, mitten drin zu stehen und doch unangreifbar zu sein.

Ich weiß nicht, für wie lange Zeit die Hexe mich an meinen Stein „festmachte“. Zuletzt erschien meine Mutter und brachte eine Erlösung, die ich als solche nicht nach Gebühr würdigen konnte. Paula zog die Stiefel aus und huschte davon. Unter den eifernden Worten der Mutter kam doch etwas wie Beschämung über mich. Ich sollte mich auf meinem Stein richtig „wie Trumpf sieben“ ausgenommen haben. „Du Töffel! Du Töffel!“ hohnlachte sie. Da fiel mir zum Trost ein, daß wenigstens Jörn Sievers mich nicht in meiner beschämenden Lage überrascht hatte.

Es fehlte auch nicht an ärgerlichen Auslassungen über die „freche Deern“; aber den vollendeten Hochmut der Seßhaften konnte und durfte meine Mutter nicht aufbringen. Hatte sie nicht, einer seltsamen Lockung erliegend, als junges Mädchen im Wohnwagen der Familie Sommer gesessen, um sich von Paulas Großmutter, welche zur Harfe sang, die über vierzig Strophen des ergreifenden Sanges von „Myrtills zerfallner Hütte“ diktieren zu lassen?

Als sozusagen säkularisierter Rattenfänger von Hameln war der Zigeuner Altenburg eine durchaus lächerliche Erscheinung. In Paula aber waren noch Zaubermächte wirksam, von denen die Sage berichtet, und in diesem Mädchen begegnete der kleine Dulder auf seinem Stein am Bachrand der Kirke und den Sirenen zugleich. Wir fanden uns am nächsten Tage wieder zusammen, und wieder war es mir trotz meiner Armseligkeit vergönnt, der „hehren, der schöngelockten, melodischen Göttin“ einen Dienst zu erweisen. Der Kolophoniumvorrat der Akrobatengruppe, in der Paula mitwirkte, war so zusammengeschmolzen, daß die tadellose Exekution der Nummer als gefährdet gelten mußte. Da versprach ich, von Prahlucht und Hilfsbereitschaft zu gleichen Teilen hingerissen, dem Mangel abzuhelfen. Durch den Besitz von Kolophonium konnte ich mich der Hohen gegenüber notdürftig als auch aus künstlerischem Milieu herkommend auswei-

sen. Das fremd klingende Wort flog zwischen uns hin und her, und es befriedigte mich wohl, daß nur Eingeweihte um seine Bedeutung wissen. Jörn Sievers hätte trotz aller Kühe und Pferde vor der Forderung, Kolophonium zu beschaffen, kläglich zuschanden werden müssen. Ein wenig bange war mir doch; denn es bestand die Gefahr, zuletzt als windiger Prahler entlarvt zu werden. Aber mein Vater hatte ein Einsehen und bewilligte die Spende.

Am Abend wurde dann in Mehrens' Saal meine Verzauberung auf ihren Gipfel geführt. Akrobaten, Seiltänzer, Athleten und Schlangenmenschen vollführten lauter Wunderdinge. In der kleinen Pause zwischen zwei Nummern des Programms tat sich die seitliche Saaltür auf. In ihren Rahmen gespannt war die blau-samtene Wundernacht. Die Sterne glitzerten ganz nah. Man hätte sie von der Schwelle aus greifen können. In der Tür stand Paula. Auf dem Wege vom Wohnwagen zum Künstlerverschlag im Saal machte sie auf der Schwelle so lange halt, bis sich des entstehenden Zugwindes wegen alle Köpfe ihr zuwenden mußten. Sie hatte sich in einen sehr unscheinbaren, mißfarbenen Umhang gehüllt. Als sie aber nun einen Fuß zum Weiterschreiten vorsetzte, klaffte die armselige Hülle für Sekundendauer auseinander und ließ ein glitzerndes, silberübersponnenes, rosafarbenes Gewand wie eine unendliche Verheißung sichtbar werden. Ihre Blicke gingen so leer und gleichgültig über mich hin, als ob wir einander nie begegnet wären, und nach meinem Gefühl war das ganz in der Ordnung. So sehe ich das Mädchen noch heute vor mir stehen. Heute kann ich mir wohl denken, daß alles, dies Verweilen in der Tür, dies Klaffenlassen des Mantels und sein hastiges und fast ängstliches Zusammenraffen über dem verräterischen Spalt, von einem frühen Wissen um die Geheimnisse der Wirkung eingegeben war. Aber dem Knaben versank damals in diesem Anblick die ganze Welt. Der Saal in Mehrens' Gasthof flog durch die Unendlichkeit, und außer ihm war nichts mehr. An seine Wände stieß der Himmel mit den Sternen, aus seinen Fernen kam ein Engel geflogen, der sich auf die Schwelle niederließ wie ein Vogel auf den letzten schwanken Zweig eines Baumes. Vor dem Öffnen der Tür faltete er noch die Flügel und barg sie unter einem bescheidenen Mantel, damit der unverhüllte Anblick der

Herrlichkeit die armen Sterblichen nicht ganz blende und überwältige.

Immer in den folgenden Jahren kam im März eine Unruhe über mich, und im Warten auf Paula erfuhr ich, daß ich trotz aller Freiheit, die ich mir im Laufe eines Jahres erobert zu haben glaubte, im Grunde doch in den Hörselberg gebannt geblieben war. Als aber die sieben Jahre der Verzauberung voll waren, beobachtete ich an mir bei der Ankunft der Fahrenden eine Gleichgültigkeit, deren ich, obwohl sie mir die Freiheit bestätigte, keineswegs froh werden konnte. Ich sehnte mich vielmehr in die alte Sklaverei zurück und faßte den Entschluß, Paula zu lieben, groß und erhaben, wie es Art der *Dichter* ist, aber, da ich inzwischen Lenau gelesen hatte, selbstverständlich unglücklich. Es gelang mir auch; denn Paula war mittlerweile etwa sechzehn Jahre alt geworden, und nach blöden kleinen Jungen stand ihr nicht mehr der Sinn. Die derben Zurufe der Burschen beantwortete sie mit einem kreischenden Lachen, das mir unmöglich gefallen konnte. Sollte mir da nicht mitten im schönsten Vorfrühling die Vergangenheit als herbstlicher Wind von des „Glückes Stoppelfeldern“ herüberwehen?

Aber das Unglück hatte keinen Bestand, und in der Folge bemühte ich mich, „Komedimakern“ gegenüber doch die selbstgenügsam lächelnde Überlegenheit des Seßhaften walten zu lassen. Ihrer bediente ich mich denn auch, als Herr Professor Unruh auftauchte. Es war im Oktober desselben Jahres, am Geburtstag meines Vaters. Die Gäste hatten sich abends vollzählig zusammengefunden, Hans Vollert war mit dem Erzählen im schönsten Zuge, und fast mußte man schon auf den Sang des Gerichtsdieners Schramm gefaßt sein. Da wurden auf dem Steinpflaster vor der Haustür Schritte laut. Das Gespräch riß jäh ab, und die Versammelten sahen sich fassungslos an: „Wer kann jetzt noch kommen?“ In der Stubentür tauchte eine seltsame Gestalt auf: ein hochgewachsener, dürrer, schwarzhaariger, schwarzäugiger Mann in einem wallenden dunklen Radmantel. Jetzt riß er den gewaltigen Schlapphut vom Kopf, daß ihm die schwarzen Strähnen über die Stirn fielen. In dem Gesicht war alles in zuckender Bewegung, und nur die Spitzen des langausgezogenen schwarzen Schnurrbarts starrten unbeweglich und fast drohend in den Raum.

Die Rechte mit dem Hut vollzog die große, kreisende Gebärde einer summarischen Begrüßung der Anwesenden. „Professor Unruh“, orgelte eine tiefe Stimme, und dann ging nach einer tiefen Verbeugung über meinen ganz verstörten Vater ein endloser sonorischer Glückwunsch nieder. Allgemeine Bestürzung! Was bedeutet dies alles? In mein eigenes Überwältigtsein aber mischte sich schon der Stolz; denn wieder einmal war mein Elternhaus auserkoren, Schauplatz wunderbarer Ereignisse zu sein. Wer darf sich in Luhnstedt, wer darf sich im ganzen Kirchspiel Jevenstedt der Auszeichnung rühmen, von einem leibhaftigen Professor, der um neun Uhr abends unversehens erscheint, beglückwünscht worden zu sein? Das Unerhörte wird hier Ereignis.

Meine Mutter raffte sich auf und lud den Fremdling zu Kaffee, Stutenbutterbrot und Kuchen ein, und Hans Vollert räumte den Ehrenplatz im Sofa einem Würdigeren. Es stellte sich nun heraus, daß uns die Ehre widerfuhr von einer jener zweifelhaften Existenzen, mit denen mein Onkel Johann auf seinen Musikantenfahrten Bekanntschaft schloß. Wie es sich mit dem Professortitel eigentlich verhielt, ist nie aufgeklärt worden. Da saß der Unbekannte und redete unausgesetzt, machte es aber wunderbarerweise trotzdem noch möglich, im Handumdrehen ganze Berge von Kuchen zu verschlingen. Nach getanem Werk zeigte er sich erbötig, mit einer „Probe seiner Kunst“ aufzuwarten. Er wand sich aus dem Sofa heraus und öffnete die Stubentür, die aber auf völlig unerklärbare Weise von außen sofort wieder zugeschlagen wurde. Mit dem zweiten Fremdling, der sich da, von allen unbemerkt, eingeschlichen haben mußte, geriet Professor Unruh in einen Wortwechsel, der beide nach ganz kurzer Zeit in eine gewaltige Erregung hineintrief. Verzweifelt versuchte der Professor die Tür zu öffnen, um dem Draußenstehenden, der mit offenbaren Beleidigungen den Anfang gemacht hatte, endlich, endlich an die Gurgel zu kommen. Der Lärm wuchs von einer Replik zur andern, und unsere mißhandelte Stubentür klapperte auf eine besorgniserregende Art in ihren Angeln. Mit einem Mal war alles vorbei. Professor Unruh verneigte sich tief und weidete sich dann mit triumphierendem Lächeln an der allgemeinen Verblüffung. „Meine Herrschaften, ich gebe mir die Ehre, Sie für morgen abend zu einer großen Zauber- und Bauchrednervor-

stellung in Mehrens' Gasthof ergebenst einzuladen! Sollte Ihnen diese kleine Probe meiner Kunst gefallen haben, so bitte ich um weitere Empfehlung in Ihren Kreisen.“

Das Erlebnis war erregend genug und ließ mich lange nicht einschlafen. Ich war nun groß genug, um die Fragwürdigkeit einer Existenz wie der des Professors Unruh zu durchschauen. Und daß dieser ausgehungerte Rabe sich bei seinem Flug nach Luhnstedt zielsicher und flügel Schlagend auf unsere Schwelle niederlassen durfte, erschien mir für die Familie Peters nun nicht mehr so ehrenvoll, wie ich es noch vor kurzem gedeutet haben würde. Seine werbende Darbietung war zwar ungewöhnlich genug und mußte mich am nächsten Tag noch in der Schule mit frischem Ungestüm zur Mitteilung drängen. Da mir aber als Vertreter des Publikums Jörn Sievers in den Sinn kam, legte ich einen Dämpfer bereit in dem Entschluß, als Berichtender alles mit der kühlen, überlegenen Beiläufigkeit des Seßhaften vorzubringen.

Als einen Mann, der sich um unsere Kurzweil mühte, konnte man Professor Unruh allenfalls gelten lassen. Wenn er aber von „einer Probe seiner Kunst“ faselte, so geriet er in die Anmaßung und stempelte sich zum Narren. Wer eben in die Wunderwelt der Dramen Schillers eingedrungen ist, muß sich empören, wenn Bauchrednerei den Rang einer Kunst beansprucht. Dem zweifelhaften Professor konnte die Kunst nie erschienen sein; denn sonst hätte die Würde und Höhe dieser Begegnung die „Vertraulichkeit entfernen“ müssen. Mit den stillschweigenden Vorbehalten meines Berichtes in der Schule wollte ich auch die Anmaßung treffen. Die Entlehnungen, die ich im mimischen Ausdrucksvorrat der ganz echten Luhnstedter vorgenommen hatte, bezeichneten also keinen Verrat an der holden Kunst, sondern vielmehr eine erste Besinnung auf die Strenge ihrer Forderungen. Weniger denn je war ich zur Aufgabe meiner abweichenden Wertordnung bereit. Wenn aber trotz allem in meinem Verhalten ein Rest Feigheit nicht wegzudeuten ist, so darf ich darauf hinweisen, daß dem Schwachen in der Bedrängnis die Mimikry als Mittel der Selbsterhaltung erlaubt sein muß.

Bald darauf schickte Rathmann aus Nortorf den neuen „Meyn-Kalender“. Es folgten dann, wie immer in solchen Fällen, einige

Tage des meist stillen, aber zuweilen auch lauten Kampfes um das neue Buch. Als mich mein Vater nach dem Beitrag fragte, dem meiner Meinung nach die Krone zugesprochen werden mußte, tat er es mit dem besonderen Lächeln dessen, der die eigene Wahl sicher und unwiderruflich getroffen hat. Ich zeigte schnell und bestimmt auf ein Gedicht von Gustav Falke. Mein Vater zog die Brauen hoch und sah mich etwas befremdet an. Dann schlug er eine Idylle von Ottomar Enking auf, die ihn nicht nur des Hexameters wegen an seinen geliebten „Siebzigsten Geburtstag“ gemahnen mochte: „Nein, dies hier, Junge, dies ist das Schönste!“ Vielleicht sah er in den vier kleinen Strophen von Falke doch nur mehr ein Füllsel, mit dem der Kalendermacher die verlorenen leeren Ecken schlecht und recht ausstopft. Aber ich ließ mich nicht beirren.

Früher war in der Prosa das Abenteuer schön, der Strudel wilder Ereignisse, das große Wort und die große Gebärde derjenigen, die man als „Helden“ nehmen sollte und auch sehr gutwillig hinnahm. Das Gedicht hatte überdies die Fähigkeit, diese Unerläßlichkeiten der Dichtung mit Reim und Rhythmus zu noch eindrucksvollerem Prunk zu führen. Warum war nun mit einem Male das schlichte Gedicht von Falke so schön?

„Über reifen Ähren liegt
stiller, goldner Abendschein.“

Ist denn an all den sonst hochgeschätzten außersprachlichen Dingen nichts gelegen, und soll von nun an das Geheimnis der Kunst eins sein mit dem Geheimnis der Sprache?

Es kam eine Zeit der großen Entdeckungen. In die Ummauerung meines Lebens war eine Lücke geschlagen, in der ein neuer, mächtiger Himmel mit großen und nahen Sternen sichtbar wurde. Vor diesen Hintergrund traten Gedichte, die ich bis dahin ihrer schlichten Gewandung wegen nicht beachtet hatte. Sie waren gegenwärtig und konnten noch ein wenig an die Paula erinnern, die im grau-grünen Umhang auf der Schwelle der Saaltür stand. Und wieder war es doch auch ganz anders. Denn was jetzt unter der schlichten Hülle auftauchte, war nicht billiger Flitter, sondern das lautere Gold einer höheren Welt.

Hier war ein Anfang gemacht. Langsam engte der Bereich der holden Kunst sich ein, und vieles von dem, was sich bis jetzt mit

meiner Zustimmung darin breit machen durfte, fiel unbetrüert über die Ränder ins Wesenlose. Und die Gestalt, die da in der Lücke meiner Ummauerung vor dem bestirnten Himmel stand, zeigte mir schon auch ein strengeres Gesicht. So geht es weiter, bis unfehlbar der Tag kommt, an dem der Werbende erschrickt vor dem Ausdruck der allerstrengsten Abweisung. Da fällt als Beschämung auf ihn die unziemliche Vertraulichkeit zurück, die er im Gebrauch des Beiworts verriet. Der Anruf „Du holde Kunst!“ geht ihm nicht mehr über die Lippen. Verwirrt und in sein Nichts zurückgescheucht, stammelt er noch „Du Göttliche!“ bis er ganz verstummt. Dann muß er aus großer Entfernung so lange die Gestalt in der Lücke anstarren, bis der Himmel verblaßt, bis die Sterne erlöschen, bis er da, wo einmal für ihn ein ermutigendes Lächeln erblühte, das Medusenhaupt zu sehen glaubt.

Aber immer wieder zeigt sich aus den Schlünden der Verzweiflung ein Ausweg; immer wieder befiehlt der Wille, die Vision des Medusenhauptes dem halben Wahnsinn der Entmutigung zuzuschreiben. Und immer wieder wird das Gesicht der Göttlich-Strengen in einem Lächeln *hold*.